

Kroisbach bei Graz, den 4. März 1906.

Verehrter Herr Roessler,

wenn ich die Sache so tragisch nehmen wollte, wie sie es wirklich ist, so müsste ich sagen: Das ist ein Schlag! Denn durch das Fernbleiben Ihrer schönen Bilder wird das ganze Niveau unserer Frühjahrsausstellung bedenklich herabgedrückt. Wenn ich aber mir klar mache, dass auf Erden jede Leistung auch ihrer Gegenleistung bedarf, so muss ich Ihnen recht und mich^z zufrieden geben. Wegen Barmen wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie gelegentlich die beiden Bilder - die Landschaft im Hofmannrahmen und den Malbuben Otto auf dem Pferde, dorthin schicken würden. Der Kunstverein Barmen trägt die Kosten und die Ausstellung wird am 1. April eröffnet. Falls Sie die andern Bilder nicht genieren sollten, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie die Güte hätten, dieselben noch aufzuheben (auch im tiefsten Gelasse Ihres Kellers) denn ich möchte Brunn mit Werken meiner Hand überschwemmen und da ist der Weg von Wien aus wesentlich abgekürzt. Sind Ihnen aber die Sachen unbequem, so bitte ich Sie mir dieselben, selbstverständlich auf meine Kosten, hierherzuschicken.

Beiliegend erlaube ich mir, Ihnen den heute erschienenen Aufsatz von Erich zu^m übersenden. Es ist ein, vom Chefredacteur der "Tagespost" bestellter, Feuilletonbericht über Dr. v. Drasenovichs Verlaine-Vorlesung. Erich ist im Dienst der Montagszeitung im Begriffe, in die Stadt zu gehen, um die Frauenortsgruppe der "Südmark" in ihren Toilettegeheimnissen zu belauschen. Mit der Bitte, uns alle der Gattin bestens zu empfehlen bleibe ich

Ihr aufrichtig ergebener

Schmitt

March

Sei J.N. 116.524 **Schrötter-Schule.**

Es ist nun das viertemal, daß wir die Jahresarbeit dieser Schule überblicken können, und es ist jedesmal eine Freude gewesen. Unter den zehn Damen und sechs Herren, welche die Ausstellung im Museum besuchten, gibt es ja natürlich mehr oder minder Begabte, Tatkräftigere und Willensschwächere, Anfänger und Vorgeschriftene. Aber Ernst, Fleiß, Höherstreben ist überall zu sehen, auch bei jenen, welche, wie die beiden Lithographen, nur ihre kurzen Freistunden darauf verwenden können, oder bei jenen, welche nicht eigentlich einen Brotberuf daraus machen wollen. Der Dilettantismus im üblen Sinne, d. h. das selbstgefällige Herumspielen, wird nicht geduldet. Wenn aber jemand seine Bildung dadurch vervollständigt, daß er ein paar Jahre ernst in einer Kunstschule arbeitet, so wird nicht nur er einen Gewinn fürs Leben, sondern auch die Gesamtheit eine Bereicherung daraus ziehen, denn solche Menschen, Männer und Frauen, werden vorzugsweise in der Familie, in der Schule, im öffentlichen Leben gute Kunst erkennen und fördern, lieben und pflegen und so dazu beitragen können, daß die ersten Künstler gegenüber den flachen Geschäftemachern schon bei Lebzeiten zu ihrem Rechte kommen.

Eine solche Ausbildung des Auges und der Hand sollte wie in England auch bei uns zur guten Sitte gehören. Für junge Leute, die keine Kinder mehr sind, bringt es dabei sicher mehr Vorteile,

wenn sie durch ein oder zwei Jahre täglich sieben Stunden, als wenn sie durch sieben Jahre täglich ein oder zwei Stunden zeichnen. Denn nur, wenn sie sich eine Zeit lang ganz dieser Sache hingeben, mitten im ernstesten Betriebe stehen, werden sie durch Sammlung des Geistes, intensive Übung und ebenbürtigen Verkehr mit angehenden und fertigen Künstlern sich die malerische Naturanschauung und Gestaltungsart erwerben, ihr Weltbild vertiefen und erweitern, ihr Selbstvertrauen und damit ihren Lebenserfolg erhöhen.

Wir finden die Schule des Professors Alfred v. Schrötter wieder in rüstigem Ausschreiten. Neben den zahlreichen Bleistift-, Kohlen-, Tusch-, Feder- und farbig getönten Zeichnungen (in diesen beiden Techniken ist sie besonders stark) gibt es verschiedenartige Malereien und insbesondere einen ganzen Saal mit Ölbildern, von denen sich einige ohne Bangen auf einer Ausstellung sehen lassen könnten. Als Vorwürfe erscheinen Landschaften, Stadtbilder, Innenräume, Haustiere, Insekten, Skelette, Pflanzen (eine Schülerin hat 230 kleine Baumzweigstudien gezeichnet), freie Kompositionen und die belleidete und unbelleidete menschliche Figur, welche heute ja auch für den Landschaftler zur Schulung seines Formgefühles für unerläßlich gilt. Dabei ist besonders anzuerkennen, daß auch auf die Hinführung des Schulwissens ins tätige Leben gesehen wird, indem Entwürfe für Postkarten, Bucherzeichen, Buchdeckel, Illustrationen und Plakate gemacht werden, und zwar sind es nicht nur fingierte

Schulaufgaben, sondern es wird auch an öffentlichen Wettbewerben teilgenommen oder der Schulwettbewerb dreht sich um eine von einem Käufer gestellte Aufgabe. So hat der Statthalter sein Interesse für die Schule tätig bekundet, indem er einen Preis für die beste Zeichnung aus dem Burggarten widmete; und die Ausstellungsbesucher bekundeten das Jhre durch zahlreiche aufmunternde Käufe; auch zum Unterrichte kindlicher Anfänger werden die reiferen Schüler angeleitet (wir sehen die eifrigen Arbeiten von drei solchen Schülern). Durch alle diese Unternehmungen nähert sich die Schule dem Ideal, welches im Hinblick auf die Zustände in den großen Zeiten z. B. der Renaissance, heute wieder viele ernste Künstler aufstellen: nicht Akademie, sondern Werkstätte.

Leider fehlt dem fleißigen Werke noch immer die würdige Stätte. Seit vier Jahren ist Königsbrunn, seit fast drei Jahren Schwach von der Landes-Zeichenakademie geschieden. Von Jahr zu Jahr hoffen Kunstjünger und Kunstfreunde geduldig auf die von allen Seiten als nötig anerkannte Reorganisation. Aber immer wieder vertröstet uns die Landesvertretung mit einem Provisorium. Nüzlich ist es wieder auf zwei weitere Jahre ohne Änderung verlängert und die endgiltige Regelung auf die lange Bank geschoben worden.

Mag sein, daß noch gründlichere Studien zu machen, Schwierigkeiten zu überwinden, Vorteile zu erwerben sind; man hört z. B. vom Ansuchen



um eine Staatsunterstützung. Wenn es schließlich recht gut wird, wollen wir ja gerne noch warten. Aber wo in aller Welt steht denn geschrieben, daß ein Provisorium nur dem Geleize der Trägheit folgen und den alten Zustand aufrecht erhalten kann? Warum soll es nicht auch das dringendste Neue bringen?

Der Leiter der Schule wünscht Ablösung oder Herabsetzung der Schulgelder, Beschränkung der Schülerzahl, Regelung der Stipendien und teilweise Auszahlung in Mal-Utensilien, praktischen Anatomie-Unterricht, einen Beitrag zur Bezahlung lebender und toter Modelle, Zuvwendung kleiner Preise oder im Wettbewerb zu lösende Aufträge, ein Lese- und Studierzimmer für die Schüler und vor allem ein großes, liches Schulatelier. Über diese Forderungen läßt sich ja streiten. Zwei Dinge aber kann und muß man ohne weiteres schon heute verlangen: die Einrichtung oder Unterstützung eines Abend-Akturfes und die Schaffung oder Freimachung brauchbarer Räume, da die gegenwärtigen im alten „Taubenkogel“ ganz ungenügendes Licht haben, und bessere im Mietwege überhaupt nicht oder doch nicht um annehmbaren Preis zu beschaffen sind.

Noch ist der Landtag versammelt. Vielleicht findet sich ein Landbote, der ihn nachdrücklich aufmerksam macht, daß es sich hier für Graz und Steiermark nicht nur um kein negligendum, sondern geradezu schon um ein pudendum handelt.

Dr. v. Drazenovich.

ischen Nationalkonvention, in der Mac Kinley zum erstenmale zum Präsidenten bestimmt wurde, erwählt. Im Jahre 1897 wurde er Bundes Senator für den Staat Indiana und das Jahr darauf vom Präsidenten Mac Kinley zum Mitglied des zur Schlichtung der amerikanisch-kanadischen Zwistigkeiten eingesetzten Ausschusses ernannt, als dessen Vorsitzender er wirkte. Mr. Fairbanks ist vielfacher Millionär.

Zeitungstimmen.

Zu der seltsamen Art, wie man die Entdeckung des am Tode Pezzens schuldtragenden Soldaten vertuschen wollte, schreibt das „Tiroler Tagblatt“:

„Nach dem blutigen Vorfalle wurde durch Vermittlung einer Wiener amtlichen Stelle zunächst das Märchen zu verbreiten gesucht, daß Pezzeg gar nicht als Opfer eines Bajonettstiches gefallen, sondern daß vier Kaiserjäger gesehen hätten, wie er von einem Zivilisten erstochen wurde. Der Erfinder dieser Mär wurde sich gar nicht betruht, wie sehr er der Sache spottete, der er nützen wollte. Denn gäbe es einen ärgeren Hohn auf die Fähigkeit des Militärs zur Herstellung der Sicherheit, als die Tatsache, daß im Angesichte der bewaffneten Macht eine solche Mordtat verübt werden und daß der geheimnisvolle Täter spurlos verschwinden kann? Welchen Eindruck mußte aber eine so läppische Erfindung auf die Bevölkerung machen, die von Augenzeugen der Tat wußte, wer den tödlichen Stoß geführt hatte. Mußte dadurch nicht der Annahme Nahrung gegeben werden, daß die Sache vertuscht werden sollte, um die Schuldigen vor jeder Strafe zu bewahren? Die

(Promotion.) Sonnabend den 12. d. findet um 10 Uhr vormittags in der Aula der Karl Franzens-Universität die Promotion der Herren Anton Gottsberger, k. k. Finanz-Konzeptspraktikanten, und Hans Sackl, Notariatskandidaten, Mitglieder des Akademischen Turnvereines Graz, zu Doktoren der Rechte statt. Der Doktorumtrunk wird auf der Vereinskneipe des M. T. V. (Steinfelder Bierhalle) am selben Tage um 9 Uhr abends abgehalten.

(Änderungen im Postdienste.) In den zeitlichen Ruhestand wurde übernommen der Leiter des Bahnhofpostamtes in Klagenfurt, Postkontrollor Matthy. Prustomersky, und der Postassistent beim Bahnhofpostamte in Bruck an der Mur, Josef Brigl. In den dauernden Ruhestand wurde der Postoberoffizial Josef Pauluzzi in Pettau versetzt. Der Postassistent Johann Schenker wurde vom Bahnhofpostamte in Bruck an der Mur nach Gleichenberg übersezt.

(Volkstümlicher Vortrag.) Heute um 8 Uhr abends findet der erste volkstümliche Vortrag des Assistenten Herrn Dr. Rudolf Ameseder über: „Neue Strömungen im Kunstgewerbe“ im allgemeinen Hörsaale des naturwissenschaftlichen Institutsgebäudes, Universitätsplatz Nr. 2, 2. Stock, statt.

(Silberne Hochzeit.) Aus Leoben wird uns geschrieben: Am 9. d. begingen der gewesene Kaufmann Herr Josef Moesl und dessen Gemahlin Frau Elise Moesl im engsten Familienkreise das Fest

2u
1. N. 146. 524

europäischer Zivilisation Hosen und Hemd an. Kinder laufen während der ersten vier oder fünf Jahre überhaupt gänzlich nackt herum.

Das talamancanische Haus, ein Meisterstück des Strohbaues, ist recht umfangreich, denn es hat nicht nur die ganze Familie und ihre irdische Habe, sondern bei Nacht auch das Vieh, das tagsüber im Freien grasst, zu beherbergen. Vieh besitzt der Talamancaner aber in reichster Fülle, denn er hat seit langer Zeit Wild, wie das Nabelschwein, den Tapir, ja sogar die Tigerkatze als Haustiere gezüchtet.

Das Nachtlager wird aus Stämmen einer gewissen Palmenart bereitet. Diese werden in Streifen geschnitten und auf einen Rahmen gebracht, welcher drei bis vier Fuß über dem Boden der Hütte auf Stützen ruht. Einige irdene Töpfe und, wenn sie es haben können, auch eiserne, bilden das ganze Rückengerät dieser Familien.

So lebt hier friedlich, wie im Urzustande, abgeschlossen von der übrigen Welt, der Talamancaner, völlig verschont von der Zivilisation, die ihn übersehen hat.

Schrötter-Schule.

Die heutige Ausstellung dieser Schule mußte sich wegen der Jubiläumsausstellung des Kunstvereins eine Verschiebung gefallen lassen. Das ist ihr einerseits ungünstig, weil die Weihnachtszeit das Licht des Himmels und die Zeit der Besucher beschränkt, andererseits vorteilhaft, weil manche die Gelegenheit zu einem Weihnachtseinkauf benützen; was den wohlhabenden Schülern als Ermutigung,

den armen als notwendige Unterstützung sehr zu gönnen ist. Es sind übrigens tatsächlich einige Sachen darunter, denen niemand den Beinamen „Schülerarbeit“ geben würde, wenn er ihnen in einer eigentlichen Kunstausstellung begegnete. Zwei dieser Schülerinnen, Marie v. Basselli und Emilie Becker (die in Marburg als gerühmte Lehrerin tätig ist), sind ja auch schon längst erprobte und fertige Künstlerinnen, welche sich nur darum zeitweise in dieser Schule Rat und Belehrung holen, weil sie die wertvolle Künstler-tugend haben, mit sich selbst nicht zufrieden zu sein und Auge, Hand und Kunstverstand immer sicherer ausbilden zu wollen. Sie vor allen rechtfertigen den Namen „Meisteratelier“, welcher dieser Schule offiziell gegeben wurde, womit übrigens keineswegs gesagt sein soll, daß es etwas schaden würde, wenn er, wie es die Absicht ist, bei der endgiltigen Reorganisation des Landes-Kunstunterrichtes fallen gelassen würde. Denn nicht nur ist ein Name überhaupt nebensächlich, es läßt sich auch tatsächlich in der freien Kunst nicht vorschreiben, in welchem Stadium seiner Entwicklung ein Kunstbessener in dieser oder jener Schule mit Vorteil arbeitet. Das überläßt man am besten ihm selbst: Mader z. B., der im Vorjahre durch seine guten Arbeiten auffiel, ist von hier nach Wien zu Koller und dann nach München zu Gerlich gegangen, während die beiden genannten Damen erst im Auslande bei namhaften Meistern arbeiteten und dann doch noch hier etwas zu lernen fanden. Professor v. Schrötter selbst teilt seinen Unterricht in zwei Klassen, nicht so sehr für Anfänger und Vorgesprochene, als vielmehr für Berufsmaler,

die ihre ganze Zeit und Tatkraft auf ihre Ausbildung in diesem Fache wenden, und für Dilettanten, die zwar ebenso ernst, aber nicht so intensiv und rasch künstlerisch sehen und darstellen lernen wollen, entweder weil sie nur ihre allgemeine Bildung damit zu vervollständigen wünschen („Niemand rede von wahrer Bildung, der ungebildete Sinne hat“, sagt Fr. Th. Vischer) oder weil eine strenge Brotarbeit (zwei der Schüler sind Lithographen) ihnen weniger Zeit läßt.

Sehr zu billigen ist es, daß der Lehrer, wenn auch sein Ziel die Ausbildung in der Landschaftsmalerei ist, Hand und Auge an allem üben läßt, was Natur und Kultur bieten. So finden wir neben Landschaften und Städtebildern aus Steiermark, Dachau, Venedig u. s. w. auch menschliche Akte, Skelette, Pferde, Kinder, Insekten, Pflanzen, Blüten, Innenräume aus Museen, Klöstern, Burgen und Bauernhäusern, Eisengeräte, Glasfenster, Bronzen und Gipsfiguren. Diese aber erfreulicherweise nicht, wie es leider so lange üblich war, als Surrogate für lebende Menschen, sondern als von Licht, Luft und Farbe ihrer Umgebung umflossene Stücke wohnlicher Räume. Auch das ist sehr anzuerkennen, daß diese mannigfachen Vorwürfe nicht nur als Studienblätter, sondern auch im Hinblick auf praktische Zwecke (Illustrationen, Plakate, Buchumschläge, Diplome und andere Flächendekorationen) geübt werden; hiedurch wird dem freigesprochenen Schüler wesentlich erleichtert, sich im freien Erwerbsleben mit Aufträgen gut abzufinden. Daß die Schule, welche sich anfangs manchen guten Witz über ihren starken Rohleberbrauch gefallen lassen mußte,

erhartere Saiten, da die Besetzung des Saalraumes heute nach dreijährigem Bestande auch gelungene farbige Darstellungen vorführt, darf nicht unerwähnt bleiben; ebenso wenig, daß es höchste Zeit für den Landesausschuß wäre, wenn auch einstweilen nur provisorisch, für bessere Unterrichtsräume zu sorgen, wofür sich die einberufene Enquete schon vor einem vollen Jahre einstimmig ausgesprochen hat; es handelt sich hier nicht nur um die Ermöglichung künstlerischer Steigerung, sondern auch um das Augenlicht der Schüler.

Die Aussteller (die Damen Basselli, Becker, Buchta, Coltell, Dufschek, Friedrich, Hauser, Hildebrandt, Kaiserfeld, Marx, Meyer, Straup und die Herren Gasner, Schiffer, Silberbauer, Steiner und Winkler) zeichnen sich durchwegs durch Fleiß und Ernst aus; über ihre Begabung und ihr innerliches Künstler-tum eine Meinung auszusprechen, ist eine Schulausstellung nicht die passende Gelegenheit. Unser Mitbürger Wilhelm Fischer sagt in seiner warmherzigen „Portenphilosophie“: „Ursprünglich zu nennen ist auch heute noch die Kunst, die aus dem Wesen dessen herausquillt, der etwas schaffen will, was Nachahmung der Natur sein soll und doch nur das eigene Wesen darstellt.“ Das fordern wir mit Recht von fertigen Künstlern, und auch auf der Schule wird eine starke Eigenart nicht ganz verborgen bleiben können. Zunächst aber handelt es sich, wie Schrötter sagt, für Schüler darum, eine Sprache zu erlernen und zu üben. Ob und was sie dann später mit dieser Sprache zu sagen, mit diesen Kunstmitteln auszudrücken haben, läßt sich weder lehren noch vorschreiben und nur sehr unsicher prophezeien.

Dr. v. Drafenovich.

Kritik 12 Grunzer Tagblatt

III. Schulnis Pullman 03



Temperatur nahe dem Gefrierpunkte voraussichtlich.

Briefkasten der Schriftleitung.

D. M. Der 'Reinfall' hiesiger Tagesblätter in der Nordau-Geschichte ist so tragisch nicht. Die Schuld trug die „Montagszeitung“. Die Grager Filiale des R. L. Tel.-Korr.-Bur. versandte am Montag vormittags zwei Meldungen über den Fall Nordau, in deren einer ausdrücklich festgestellt wurde, daß Nordau nur von einer Kugel „gestreift“ worden ist. In der zweiten Korr.-Bur.-Meldung wurde allerdings der Revolvertode sehr ungeschickterweise als „Mörder“ bezeichnet, was uns bei Wiedergabe dieser Meldung veranlaßte, sofort beizufügen, daß dieser Ausdruck verfehlt sei. Die Nachricht, daß Nordau tot sei, verbreitete jedoch das Tel.-Korr.-Bur. nicht. Sie war zunächst lediglich in der „Montagszeitung“ enthalten, und zwar wurden dort dem unverständlichen Text der Korr.-Bur.-Meldung am Schlusse die drei Worte: „Nordau ist tot“ angefügt. Die „Tagespost“ meint, daß die Worte „Nordau ist tot“ auf „ein falsches Verstehen in der Telephonkammer“ der „Montagszeitung“ zurückzuführen seien! In diesem Falle müßte etwas falsch verstanden worden sein, was beim Telephon gar nicht gesprochen worden ist! — Im übrigen befanden wir uns Montag früh genau in der gleichen Lage, wie die „Tagespost“. Auch uns lagen bloß die Meldungen des R. L. Tel.-Korr.-Bur. und die Sensation der „Montagszeitung“ vor — nicht aber schon eine Information unseres Wiener Berichterstatters, die wir allerdings sofort dratlich einholten und noch für das Montag-Abendblatt vermerkten, weil uns der Widerspruch zwischen dem „Streifschusse“ und dem „Mörder“ in den Korr.-Bur.-Meldungen lebhaft auffallen war. Vielleicht wären auch wir aufgefressen, wenn uns nicht unser Mißtrauen gegenüber den Informationen der „Montagszeitung“ davor bewahrt hätte.

Für unverlangt eingesandte Feuilleton-Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keinerlei Haftung und keine Verpflichtung hinsichtlich der Rücksendung.

erhalten, eine Herzensgenugtuung — und zwar deshalb, weil jeder leidenschaftslose Kopf der Beweisführung der Staatsmänner beipflichtet.

Ein vergessenes Volk.

Weniger als hundert englische Meilen von der Stelle, wo Onkel Sam den großen Graben, der zwei Ozeane miteinander verbinden soll, — den Panama-Kanal — auszubauen gedenkt, in dem Territorium, das jüngst durch seine Ausrufung zur Republik von Panama von sich reden machte, dort existiert noch ein Indianerstamm, der von Columbus' Zeiten her seine Ursprünglichkeit bis auf den heutigen Tag hinübergerettet hat. Das sind die Talamancanier, welche ungefähr auf der Mitte zwischen den beiden Ozeanen einige Quadratmeilen des Hochplateaus bewohnen — nicht weit von der Panama-Eisenbahn entfernt, obwohl es zweifelhaft ist, ob ihnen die Existenz derselben bekannt ist. Vier Jahrhunderte spanischer Kultur, die sie von allen Seiten umgab, vermochten, wie der „Scientific American“ berichtet, diesen zähen Stamm weder auszurotten noch zu beeinflussen, wie auf Kuba und in den anderen spanischen Kolonien; sie blieben davon unberührt. Ihre Sprache ist noch die alte und scheint durch die Berührung mit der greulichen, sonst von der spanisch-mexikanischen Bevölkerung gesprochenen Nischsprache von Englisch, Spanisch und Französisch nichts von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt zu haben. Denn sie haufen, von Bergen eingeschlossen, in fast unbekannter Gegend, die selten eines Europäers Fuß betritt; die nächste Niederlassung der Außenwelt ist mindestens drei Tagereisen entfernt. Kommt aber ein so seltener Gast dahin, so wird er

Preisgabe unseres Offizierskorps an frivole Witzlinge“ — schreibt das reichsdeutsche Bismarck-Blatt — „kann sich doch in einen

sehr gastfreundlich aufgenommen. Sie selbst kommen nur zuweilen aus ihren Gründen heraus und nie weiter als zum nächsten Hafen, um Luxusgegenstände, Tabak, Munition und andere Sachen gegen ihr Geflügel und ihre Nabelschweine einzutauschen. Speer und Blasgewehr sind indessen die Waffen, welche bei diesen Indianern häufiger als Feuerwaffen gebraucht werden; erstens, weil sie billiger und zweitens auch in der Hand der Indianer wirksamer sind als die einfachen, schwachen Vorderlader, die einzige Waffe, die sie neben dem dort gebräuchlichen Machete-Messer erwerben können. Die besseren Gewehre sind ihnen zu teuer. Ihre Sprache und Gebräuche ähneln denjenigen anderer zwischen Mexiko und dem Isthmus zerstreuter Stämme. Ihre Vorfahren dienten zweifellos vor Jahrhunderten unter Aztekenherrschaft, ehe Cortez auf dem Plan erschien, um sie in noch schlimmere Sklaverei zu bringen. Denn sie gehörten nicht der überlegenen Rasse an, deren Kostbarkeiten an Gold, Silber und Edelsteinen und Steingutgeräten in Zentralamerika aufgefunden worden sind. Sie waren absolut nicht kriegerisch und konnten leicht unterjocht werden.

Auch treiben sie keinerlei Götzendienst noch anderen öffentlichen Religionskultus. Wenn sie überhaupt einen Glauben haben, so ist es mehr der Glaube an einen bösen, als an einen guten Geist. Anders, als die Indianer Nordamerikas, die ihren „Medizinmann“ haben, der alles Wissen vertritt, sind die Talamancanier ein Volk ohne Doktor, Advokaten und Priester.

Der wichtigste Zug in ihrem Familienleben ist

der haben vor einigen Tagen auf das Ausschlagsrecht des Landesausschusses, das unter Umständen zur Aufsichtspflicht wird, hingewiesen.

Unter den vielen Artikeln und Interviews, die

die Polygamie; wenige Talamancanier haben weniger als drei, viele vier bis sechs Frauen, während das Oberhaupt des Stammes wenigstens fünfzehn Frauen besitzt.

Die Regierung der Talamancanier ist eine erbliche Monarchie mit dem Rechte der Erstgeburt. Ihre Gesetze sind gering an Zahl; Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit ruhen in den Händen des Königs. Dieser ist also absoluter Herrscher und regiert nach eigener Willkür, sofern diese nicht mit den herrschenden Gebräuchen in Konflikt kommt.

Die eheliche Verbindung wird heilig gehalten. Die Verlobung eines Mädchens beginnt schon wenige Stunden nach seiner Geburt; der Bräutigam schließt mit den Eltern einen Vertrag, und häufig wird das Mädchen schon mit dem zehnten oder zwölften Jahre sein Weib — ein Beweis für die frühe Reife dieses Geschlechtes.

Die Bedürfnisse der Talamancanier sind so einfach wie im Naturzustande der Menschheit; die Natur gibt ihnen in Fülle, was sie brauchen, und sie sorgen nicht für das Morgen noch für das Jenseits, denn die Missionäre sind nie in ihre Waldwildnis eingedrungen. Die Flüsse sind voller Fische, die Wälder voller Wild und der jungfräuliche Boden von üppigster Fruchtbarkeit. Ein wenig Mais und Cassava wird gepflanzt und Boden und Klima tun das übrige. Die Frucht, die viermal im Jahre reift, wird noch so zubereitet, wie es von jeher geschehen ist.

Die Kleidung der Männer und Frauen ist sehr dürftig; nur bei festlichen Gelegenheiten oder auswärtigen Besuchen legen sie nach dem Vorbilde



Ausstellung der Schrötter-Schule

zu

J. N. 146.

27

Als vor mehreren Jahren Schrötter nach Steiermark berufen wurde, um bei der Renaissance unseres Kunstlebens behilflich zu sein, war es dazu höchste Zeit. Es war, wie ich einmal in einer Postsehe hörte, schon mehr dreiviertel auf dreizehn als dreiviertel auf zwölf. Wenn man sich daran erinnert, in welcher Form sich vor noch nicht gar so langer Zeit die Landes-Bildergalerie präsentierte oder richtiger gesagt, wie ein Aschenbrödel versteckte und wenn man diese für unsere Verhältnisse geradezu herrliche Sammlung nunmehr betrachtet, genießt und bewundert, - einen ähnlichen gewaltigen Ruck mußte unser ganzes Kunstleben machen, wenn es nicht in dem Mangel an trockener, fester Erde, um sich „gebildet“ auszudrücken, stecken bleiben wollte. An die Berufung Schrötters knüpften sich lebhaft Hoffnungen und schon jetzt läßt sich erkennen, daß sie der Erfüllung entgegenreifen. Das Schlimmste ist überstanden, aber die Arbeit mag hart genug gewesen sein. Und von ansehnlicher Schwierigkeit. Bei Reformen, die mit dem Skalpell geschehen müssen, besteht ein Stück der Kunst darin, das ganze wilde Fleisch und nichts vom gesunden zu entfernen. Was aber Schrötter wegschneiden und auflösen mußte, war bedeutend mehr als was an gesundem übrig blieb. Man kann die reichhaltige Ausstellung nicht durchwandern, ohne vor dieser klaren, zielbewußten Systematik Respekt zu bekommen. Der neueren Richtung hat nichts so geschadet, als daß sie ungerufen umdrängende, zuchtlose, mikrophale Stromervolk, welches auf seiner Palette mehr verrückte Schlagworte als Farben hatte und hinter dem Schilde terrorisierenden Spektakels die Hypertrophie seiner Ohrmuscheln klug zu verstecken mußte. Etwas gelernt zu haben, war damals Nebensache und je öfter einer den großen Vorbildern der Vergangenheit ins Gesicht spie, umso toller jauchzte der Pöbel. Die Landstraße hat nun auch dieses fahrende Volk verschlungen und was sich nicht rechtzeitig zum Pinsel aus Schweinsborsten und zur zweifarbigen Patrone hinüberrettete, erfror oder verhungerte hinter Zaun und Hecke. Und so können wir uns von Herzen und mit Andacht der vom Unkraute befreiten neuen Sprossen und Blüten erfreuen. Schrötters Systematik bewegt sich unzweifelhaft in der gleichen Erkenntnis, denn sie begann dort, bis wohin der Bau morsch war, mit dem Regen eines ganz neuen Bodens. Jede Kunst hat ihre zehn Gebote und je länger der Lernende bei ihnen verweilt, je gründlicher er sich in sie vertieft, umso Größeres vermag er dann auf dieser Grundlage zu wagen. Ich kenne die Hausordnung der Schrötterschen Schule nicht, aber ich bin überzeugt, daß sie neben der Erziehung auch dem Drill sein Recht läßt, so wunderbar auch dieses Wort in der Freiheitsluft des Künstlerlebens klingen mag. Eine Kunstschule ist dazu bestimmt, um vor allem jenes Maß von vielseitigen Kenntnissen zu erwerben, ohne welche auch nach der seinerzeitigen Wahl des eigentlichen Faches eine künstlerische Tätigkeit nicht möglich ist. Und je höher ein Lehrer dieses Mindestmaß schraubt, um so gewissenhafter, um so tüchtiger und um so erfolgreicher ist er. Und einen solchen Lehrer haben wir in Schrötter gewonnen. Die Ausstellung seiner Schule ist ein glänzendes Zeugnis für das Vornehme des in ihr herrschenden Geistes und für das Gründliche ihres Strebens. Man kann sie nicht kritisch besprechen, weil sie durch das bescheidene Scholarengewand von selbst darauf verzichtet und weil Niemandem das Recht zusteht, in die Methodik des für sie allein verantwortlichen Meisters störend einzugreifen, so lange sie an allen Ecken und Enden gesunde Entwicklung zeigt, aber es ist eine Pflicht der Wahrheit, dieser hoffnungsvollen Jungsaat nicht nur innerlich froh zu werden, sondern, dieser Freude auch öffentlichen Ausdruck zu geben. H. N.

Dr. Tausch post

III. 5. 1903 im Pulk

1903

Die gut bedachte, in der Regel landungsgewissen die Steuern
steuer trägt die Bank. Auswärtige Einleger erhalten Postspars-
kasse-Erlasscheine. **Kontokorrent-Einlagen zu 3 1/2 %.**

**Bürgschafts-Wechsel-
Darlehen** } **Escompte und Kredit.**
Belehnung von Wertpapieren.

Robin-Zwieback

von hervorragenden Ärzten empfohlen als vorzüglichstes Heil- und
Kräftigungsmittel bei Magen- und Darmkrankheiten, für Bleich-
süchtige, Rekonvaleszenten und Kinder. 1 Paket 80 h. — In Apo-
theken und Drogerien, wo nicht, von 6 Paketen aufwärts franko durch
die Fabrik **M. Cabek**, Wien, X., Laxenburgerstraße 28. 156A

Christkinder im Walde.

Ein Stücklein Herzensstimmung von **Rosa Fischer**.

Es war der Barbara-Tag. Ich wußte es vom
Kalender aus, denn öfter als einmal hatte ich zuvor
hineingekuckt, um ja diesen Tag nicht zu übersehen;
ich wollte nach der Sitte der obersteirischen Landleute,
von der der „Heimgärtner“ wiederholt erzählt hatte,
Kirschbaumzweige schneiden und an einem warmen Orte
in Wasser stellen, damit sie bis Weihnachten Blüten
treiben sollten.

Obs gelingt, weiß man freilich nicht, denn nicht
jedem Menschenkind ist dies Glück bestimmt, gewiß
aber wollte ich mir einen Hauch von Weihnachtsfelig-
keit ins Stübchen bringen. Zudem war ich morgens
in der Kirche gewesen und hatte mir, wie es so für
unsereinen Pflicht und Herzensbedürfnis ist, auch den
Advents-Frieden in religiöser Hinsicht heimgetragen —
jetzt nur noch das Verlangen, dieser Friede möge in
mir bleiben die ganze stille Weihezeit hindurch, bis
endlich die Glocken läuten und der Traum von Glück
und Frieden zur Wahrheit werden will in heiliger
Nacht. —

Das heiläufig trug ich im Herzen, als ich an
jenem Barbaratage meine Wege ging. Es war kotig
um mich; Schnee, Regen, Nebel — eine recht trübselige
Adventswitterung.

Was machte aber das mir, was schadete es, daß
meine Schuhe patz-naß und kotig waren vom morgend-
lichen Weg, was machte es, daß ich, um Kirschbaum-
zweige zu erlangen, wieder hinaus mußte in Regen
und Schnee?

Es waren doch alle meine Schritte leicht, es war
doch heiter mein Sinn — so ein glückliches Dahinleben,
als könnte an diesem Tage und allen folgenden nichts
kommen, das imstande wäre, den tiefen Frieden der
Seele zu trüben.

In dieser Glücksstimmung nun sah ich von der
Stiege unseres Nebstöckels aus, wie drunten beim
Bauernhaus drei Buben zur Türe kamen: drei Zigeuner
von jenseits der ungarischen Grenze. Ein leichtes Auf-
klinken der Türschnalle, dann begannen die braunen
Kinder zu singen, halbverständlich nur im Text, wahr-
scheinlich ein Soldatenlied, weil etwas dabei war von
„dem Tod entgegengeh'n“ — weich aber in der Melodie
und schmelzend in seinem Zusammenklang.

Als sie geendet, öffneten die Säger die Haus-
türe und sprachen in ihrer bettelnden Weise, mit lang-
samem Tonfall eine Weile hinein — eine ganze Vitanei
Anliegen, wie man sie hier, nahe der Grenze alljährlich
einigemal, insbesondere zur Winterszeit von den ver-
rissenen braunen Buben zu hören kriegt.

Eine helle Frauenstimme antwortete drinnen. Ich
weiß nicht, hat die junge Hausmutter den Buben
etwas gegeben, aber das hörte ich, wie sie greinend
sagte: „Geh'ts nur, schaut's, daß weiterkommt; tuts
die Arbeit lernen und nit singen.“

„Mir tuan eh orbatn“, erwiderte darauf einer
der Buben. „Ich bin eh in Deanst gwen, im Winter
gholten oan net.“

„Ja freilich, bist halt nit brav gewesen, die Bauern
brauchen überall Leut.“

Darauf klappte die Türe zu. Ich wußte von eher